In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 278 — Posen, den 3. Dezember 1929 — 3. Jahrg.

Karl der Große

ROMAN VON WOLFGANG MARKEN

(12. Fortsetzung).

„Aber der Chef der Firma Bolle wird sich nicht mehr treten lassen!“ sagte Karl energisch.

Bolle nickte. „Ja, das wird er nicht mehr. Jawoll, Herr Große. Ich halt jetzt durch, aber . . . die Hölle hab ich eben auf der Erde. Keine gemütliche Stunde hab ich mehr zu Hause.“

„Sie sehen zu schwarz. Ich habe das Gefühl, als hätten Sie in ihrer Jüngsten eine tüchtige Helferin, die unbedingt zu Ihnen steht.“

Erfreut sah ihn Bolle an.

„Das stimmt! Die Grete ist die beste von allen. Aber . . . wie lange noch? Sehen Sie, Herr Große, da ist so'n Baron . . . von Hochgesang heißt er . . . der schwänzelt um Grete herum. Er weiß, daß sie ein paar Taler hat, und ich befürcht, das Mädel fällt auf das „von“ so rein wie die Dina. Und dann bin ich meine Grete auch los. Seh'n Sie, Herr Große, ich habe meine Kinder alle sehr lieb gehabt und war glücklich, daß sie gesund blieben und heranwuchsen. Dacht, wie schön es sein müßte, wenn sie dann heiraten und ein Enkelchen nach dem anderen ankommt. Aber . . . nischt ist! Sie führen moderne Ehe! Da passen Kinder nicht rein. Was hab ich nun von meinen Kindern? Und auf die Grete hab ich nun alle Hoffnung gesetzt. Das Mädel ist gut. Ich möcht, daß sie 'nen richtigen Mann kriegt. Aber da werd' ich wohl umsonst gehofft haben. Herr Große . . . werden Sie mein Schwiegersohn!“

So rührend kam die Bitte heraus, daß Große nicht lachen konnte, sondern ernst bleiben mußte.

„Das geht nicht, Herr Bolle.“

„Gefällt Ihnen das Mädel nicht, Herr Große?“

„Doch! Sie ist wirklich hübsch. Durchaus mein Typ. Aber sie kann mich ja nicht ausstehen.“

Bolle erhob sich jäh.

„Nicht ausstehen! Hahaha, da irren Sie sich aber! Das Mädel . . . der haben Sie ganz gewaltig imponiert. Alle Achtung! Sie brauchen nur recht nett zu ihr zu sein. Sie sind doch ein anderer Kerl als der Baron!“

„Herr Bolle, wir reden später noch einmal darüber.“

Bolle nickte eifrig. „Schön, schön! Machen wir! Aber nicht zu spät, Herr Große, damit sie der Baron nicht wegschnappt.“

* * *

Margherita hatte für den nächsten Tag eine Tennispartie mit Baron von Hochgesang vereinbart.

Auf dem Platz des Tennisklubs Rot-weiß in Weißensee trafen sie sich. Frau Bolle begleitete ihre Jüngste.

Der Baron begrüßte sie in der liebenswürdigsten Weise.

Als sie nach dem Platze schritten und ihre Plätze eingenommen hatten, sagte der Baron zu dem Mädchen: „Wie ich gehört habe, gnädiges Fräulein, hat Ihr Herr Vater sein Pferd „Karl der Große“ für den Großen Preis von Berlin genannt.“

„Das ist schon möglich.“

„Ich würde Ihnen empfehlen, Ihren Herrn Vater zu veranlassen, das Pferd streichen zu lassen.“

„Der Hengst hat wohl keine Chance?“

„Nicht die geringste. Er bleibt mit der halben Bahn hinten. Alles wird lachen, wenn das Pferd mitläuft. Es ist letzten Endes nur Verkaufsklasse.“

„Aber das Pferd war doch einmal sehr gut. Wie ich von meinem Vater gehört habe, hat „Karl der Große“ einmal den Großen Preis von Köln gewonnen.“

„Stimmt, das war vor zwei Jahren. Aber das war nicht die erste Klasse, der der Hengst gegenüberstand, und er ist seitdem nur schlechter geworden. Es ist ein Unterschied von drei Klassen dazwischen.“

„Es gibt aber doch so große Ueberraschungen, Herr Baron. Ich denke noch, als vor einigen Jahren Pan Robert das Gladiatorenrennen gewann. Das war doch auch nur ein geringes Pferd und schlug die große Klasse.“

„Das Pferd war immerhin noch gut, zweimal besser als „Karl der Große“. Diesmal sieht die Situation auch anders aus. Wir haben ein überragendes Pferd im Rennen, das ist Hektor vom Stalle Weinberg. Das Pferd ist absolut unschlagbar. Es siegt, selbst wenn es ein Dutzend Längen am Start verliert.“

„Ich will es gern meinem Vater sagen. Vielleicht zieht er die Nennung zurück.“

„Es wäre vernünftig. Ich empfehle es nur, damit sich Ihr Herr Vater keine unnützen Kosten macht, und . . . ich möchte nicht, daß man über Ihren Herrn Vater lächelt. Sie werden mich verstehen, gnädiges Fräulein.“

Sie nickte.

Dann begannen sie mit dem Spiele.

Margherita war an diesem Tag nicht so recht beim Spiel. Sie mußte immer an den Vater denken . . . und an Karl Große. Unwillkürlich verglich sie die beiden Männer — Karl und den Baron — miteinander. Und der Vergleich fiel, so sehr sie sich dagegen sträubte, durchaus zugunsten des Betriebsleiters aus.

Der Baron hatte im Grunde genommen ein recht fades, verlebtes Gesicht. Seiner Art, sich zu geben, haftete bei aller Eleganz und Geschmeidigkeit etwas Geziertes an. Karl Große kam in seiner ganzen Erscheinung, mit seinem kühnen, männlichen Gesicht, auf dem immer ein sonniges Lachen lag, doch dem Idealbilde eines Mannes wesentlich näher. Es ging von ihm eine Ruhe und Ueberlegenheit aus, die jeden bezwang.

Das verhehlte sie sich nicht.

Der Baron warb um sie. Sie fühlte, daß die Entscheidung nicht mehr lange auf sich warten lassen würde. Sie überdachte ihr Leben, wie es sich dann gestalten würde. Sie würde eine Frau Baronin von Hochgesang sein, würde in der Gesellschaft eine Rolle spielen . . . vielleicht . . . und ihr Leben würde etwa in den gleichen Bahnen weiterrollen, wie bis heute. Und . . . sie fand mit einem Male, daß es so eigentlich herzlich langweilig war. Gewiß, die Menschen zeigten in den Kreisen, in denen sie als Tochter des reichen Bolle verkehrte, ihre liebenswürdigen, glatten Gesichter. Aber es waren letzten Endes doch Masken. Keiner von ihnen allen hatte den offenen Blick wie . . . Karl Große.

Sie war fast ärgerlich auf sich selber, da ihre Gedanken wieder bei dem Manne angelangt waren.

Sie riß sich zusammen und spielte mit größter Aufmerksamkeit. Aber sie konnte es doch nicht verhindern, daß sie beide Sätze 6:4, 6:3 verlor.

Als sie nach dem Clubhause zurückgingen, wo Frau Minna Bolle mit dem Vorstand von Rot-weiß in angeregter Unterhaltung war, sagte der Baron:

„Ist eigentlich der Herr . . . wie hieß er doch gleich, er hatte einen bekannten bürgerlichen Namen . . . Herr . . . ach so . . . Herr Große noch Betriebsleiter in Ihres Vaters Fabrik?“

„Ja!“ sagte sie verwundert.

„Ich sprach noch vor einigen Tagen mit Ihrem Herrn Bruder im Club. Er erzählte mir, daß die Entlassung des Mannes bevorstünde.“

„Daraus wird wohl nichts werden. Mutter wollte es auch.

Aber sie hat es nicht gewagt. Sie hat förmlich Angst vor ihm."

„Ist der Mann so tüchtig?"

„Außerordentlich! Er fabriziert eine Ware, die den Umsatz binnen weniger Wochen um rund 40 Prozent gesteigert hat."

„Das ist allerhand! Aber schließlich gibt es doch auch andere tüchtige Leute."

„Aber . . . so tüchtige nicht. Mein Vater hält die Hände über Herrn Große, und das kann man ihm als Geschäftsmann nicht verdenken."

„Sicher nicht. Ich bin offengestanden gespannt, dieses Genie einmal kennenzulernen."

Ein spöttischer Unterton klang in diesen Worten, der Margherita ärgerte.

* * *

Als Margherita vom Platze kam, fuhr sie nach der Fabrik zum Vater. Sie fühlte das Bedürfnis, sich um ihn zu kümmern, ihm zu zeigen, daß sie an ihm hing. Erinnerungen aus den frühen Kindertagen waren in ihr wach geworden. Sie dachte zurück an die Tage, da des Vaters glückstrahlender Blick auf ihr geruht, da er mit ihr zusammen gespielt hatte wie ein Kind, und wenn er noch so müde von der Arbeit war.

Wie oft hatten sich da ihre Kinderarme um ihn gerankt. Und sie sah im Geiste den dankbaren Blick des beglückten Vaters.

Die Liebe, die sie als Kind für ihn empfunden hatte, sie keimte wieder in ihr auf, und sie wehrte ihr nicht. Es war ein befreiendes, beglückendes Gefühl. Es war ihr mit einem Male, als gewänne ihr Leben an Inhalt.

Als sie ins Privatkontor trat, sah sie Karl Große bei ihrem Vater.

Bolle strahlte über das ganze Gesicht, als er seine Tochter im weißen, duftigen Kleide vor sich sah.

Große sagte lachend: „Herr Bolle, jetzt kommt die lichte Sonne in ihr dunkles Kontor."

Das Mädchen wurde rot vor Freude und begrüßte den Vater und dann auch Herrn Große.

Karl zog ihre Hand an die Lippen und küßte sie mit der vollendeten Eleganz eines Weltmannes.

„Ich muß nochmals Abbitte leisten wegen des Tillergirls," sagte er mit schalkhaftem Lächeln.

Das Mädchen ging auf den Ton ein und sagte herzlich: „Das ist vergessen und vertan. Ich freue mich, daß mein Vater einen so treuen Helfer in Ihnen hat."

Bolle schmunzelte. „Das hab ich, Grete. Da haste recht. Aber wie der Herr Große die Hand geküßt hat . . . alle Achtung! Wie 'n gelernter Baron. Sagen Sie, Herr Große. Sie haben wohl früher viel mit Damens verkehrt?"

„Es hat zugelangt, Herr Bolle."

„Un . . . da haben Sie ihr Herz noch nicht verloren?"

„Noch nicht, ich bin bis heute meinem Schicksal entgangen. Beinahe hätte es mal geklappt. Aber im letzten Augenblick konnte ich mich retten."

Bolle und Tochter lachten herzlich.

„Sie sind recht ehescheu, Herr Große!" sagte das Mädchen schelmisch.

Karl schüttelte den Kopf. „Ich, ehescheu? Nicht im Geringsten! Im Gegenteil, ich bin ein begeisterter Freund der Ehe, aber . . . es muß eine Ehe sein."

„Wie stellen Sie sich denn Ihre Ehe vor, Herr Große?"

Karl sah mit verträumten Augen vor sich hin. „Wie ich mir meine Ehe vorstelle? Köstlich, voll Lachen und Freude wie ein lichter Sommertag. Wie sagt Mörike über eine glückliche Ehe? Wenn beide so behutsam sein, als wollten's erst einander frein. Meine Ehe . . . soll eine ewige Liebschaft sein. Ich möchte die Frau, die ich einmal an mich kette, immer lieb haben können, wie in der Brautzeit. Aber . . . eine solche Frau . . . ich glaube, die gibt's gar nicht für mich."

„Und wie denken Sie über Kinder, lieber Große?"

„Kinder; die müßten wir haben. Ja, eine Ehe ohne Kinder, das ist wie eine Suppe ohne Salz."

Bolle, der Frager, nickte ernst. „Da haben Sie recht. Das haben Sie schön gesagt. Aber . . . es kommt manchmal so anders, lieber Große. Man zieht die Kinder auf und wird dann von ihnen vergessen. Das kommt vor."

Karl nickte. „Aber das soll mich nicht hindern . . . wenn ich einmal heirate, Kinder aufzuziehen."

Des Mädchens Augen hingen ernst am Antlitz des jungen Mannes.

Sie sah immer mehr, welch Bild von einem Manne Karl Große war. Die Züge waren regelmäßig, edel, die Augen kraftvoll und doch gut wie die eines Kindes. Und doch leuchtete aus ihnen Sicherheit und Ueberlegenheit. Vielleicht war es gerade das Kindfrohe in seinem Wesen, das ihm die Ueberlegenheit gab.

In immer stärkerem Maße fesselte sie der Mann.

Das Bild des Barons tauchte wieder vor ihr auf und forderte geradezu zum Vergleich auf. Und bei dem Vergleich schnitt der Baron nicht gut ab.

„Papa, weißt du schon, daß Mama für den kommenden Sonnabend einen Gesellschaftsabend plant?"

„Um Gotteswillen!" Bolle warf die Arme gen Himmel. „Ich geb ihr das Geld nicht dazu."

„Mama hat doch noch Geld. Du weißt doch, daß sie fünfundzwanzigtausend Mark in Aktien Privatvermögen hat. Das läßt sie nun draufgehen. Sie hat auch deinen beiden Schwiegersöhnen jedem zweitausend Mark gegeben."

Bolle kam in Wut.

„Ist denn Mutter von Gott und der Welt verlassen! Ich denk, sie soll mal zur Vernunft kommen, und da verpulvert sie ihr bißchen Privatvermögen."

„Ich habe ihr auch abgeraten," sagte die Jüngste.

„Du hast ihr abgeraten, Mädel, das freut mir," sagte Bolle glücklich. „Was will sie denn nun für einen Abend veranstalten?"

„Eine musikalische Soiree. Du weißt doch, Papa, daß Mutter eine Reihe junger Künstler protegiert."

„Weiß ich! Also 'ne umsikalische Soiree. Herr Große, eine musikalische Soiree müßten Sie eigentlich bei meiner Frau mal miterleben."

„Gibt es da recht gute musikalische Darbietungen?"

„Gut? Na, ich weiß nicht. Einmal habe ich sie über mich ergehen lassen und mir geschworen: nie wieder! Ich hatte immer Angst, daß mir das Gewimmer die Stiefeln auszieht. Meine Frau ist nämlich für die modernste Musik. Da muß ich Ihnen mal 'n Ding erzählen, was meiner Frau passiert ist. Also hören Sie, Herr Große: Da hat meine Frau den berühmten Cellisten Markus eingeladen. Professor war er. Der steht nun am Flügel und fummelt auf seinem Instrument herum. Meine Frau horcht begeistert zu und geht dann auf ihn zu und sagt: Das haben Sie wundervoll gespielt. Nein, diese fabelhafte Technik! Der Professor guckt sie erstaunt an und sagt: Gespielt! Ich habe nur mein Instrument gestimmt."

Karl Große mußte herzhaft lachen, und auch Margherita stimmte fröhlich ein.

„Wenn Sie der musikalischen Soiree beiwohnen wollen, Herr Große, dann tu ich auch mit. Aber wir stopfen uns Watte in die Ohren, und dann verziehen wir uns in das kleine Rauchzimmer. Das ist nämlich meine Oase. Die habe ich extra für mich einrichten lassen. Der Vorhang ist absolut schalldicht. Da kann draußen gesungen werden oder musiziert, wir hören nichts, absolut nichts. Der Diener ist auch instruiert. Er kommt immer, wenn es vorbei ist und zieht an einer Schnur, da klingelt's leise, und dann gehn wir für 'nen Augenblick raus, klatschen und sagen, daß es wunderbar war. Kommen Sie mal mit zur Soiree?"

Karl überlegte.

„Es wird Ihrer Frau Gemahlin und Ihren Angehörigen nicht angenehm sein, wenn ich komme."

Nun warf sich Margherita ins Mittel.

„Das ist ja egal. Kommen Sie nur, Herr Große. Ich werde mich auch freuen, wenn Sie da sind."

„Wirklich? Das ist eigentlich das beste Zeichen, daß Sie mir restlos vergeben haben."

„Hab ich auch! Sie müssen kommen. Sonst ist die Front zu schwach. Vater und Sie und ich, wir bilden doch eine Front."

„Richtig! Und da müssen wir zusammenhalten, wie ein paar Kriegskameraden. Gut, ich komme mit, wenn ich eingeladen werde."

Bolle strahlte über das ganze Gesicht.

„Wir werden den Feind schlagen! Ist gemacht, Herr Große. Notfalls pumpe ich Ihnen einen Frack."

„Der würde mir kaum passen!" lachte Karl. „Aber ich werde mir einen kaufen."

„Gut! Aber Sie lassen die Rechnung an mich schicken."

„Selbstverständlich. Aber Sie ziehen mir den Betrag am 1. mit ab."

„Wir werden schon einig, Herr Große. Das soll ein fideler Abend werden. Guck dir mal Herrn Große richtig an, Grete. Der wird keine schlechte Figur abgeben. Könn' Sie gut tanzen, Herr Große?"

Erwartungsvoll ruhten Gretes Augen auf ihm.

(Fortsetzung folgt).

Meine Reise ins Morgenland.

(4. April — 14. Mai 1929.)

Von Domherr Professor Dr. Steuer.

9. Luxor, Karnak und Theben.

Noch am Abend desselben Tages, am 16. April, ging es 674 Kilometer mit der Bahn bis Luxor zu den altägyptischen Tempelbauten. Wir müssen darum unser Zimmer räumen und das Gepäck unten im Hotel zusammenstellen. Das Abendessen nehmen wir im Zuge ein und machten dabei die Bekanntschaft eines Kellners aus Wien, den das „Unglück" — klarer drückte er sich nicht aus — so fern vom Vaterland das tägliche Brot suchen hieß.

Die Fahrt nach Luxor! Wer vermöchte ihren eigenartigen Reiz zu beschreiben! Ganze Haine von Palmen ziehen an uns vorüber, dann wieder die Lehmhütten der Fellachen oder ägyptischen Bauern, die eher Ruinen gleichen als menschlichen Wohnungen; denn man sieht nur vier niedrige Wände aus Nilschlamm mit einem Dach aus Maisstroh darüber. Auf den Wegen trotten Esel und Kamele daher, von ihren Führern so schwer beladen, daß man glaubt, sie müßten unter der Last zusammenbrechen. Auf den Feldern steht man am Ende der Winterkultur, also in der Ernte; Weizen, Gerste, Bohnen und Klee sind die Haupterträgnisse des Bodens; das Getreide wird mit der Sichel abgeschnitten oder einfach mit der Hand ausgerissen.

Früh gegen 8 Uhr, es ist Mittwoch, der 17. April, treffen wir am rechten Ufer des Nil in Luxor ein und werden im Hotel Savoy, dessen Besitzer ein Deutscher ist, untergebracht. Es liegt prächtig am Nil, umgeben von Palmen; am Eingang locken blaue Akazien. Bevor wir zur Besichtigung der Tempelruinen das Hotel verließen, legte ich mir zum Schutze gegen die Hitze für 20 Piaster = 10 Zloty einen Tropenhelm zu; von Posen hatte ich mir bereits gegen das grelle Sonnenlicht eine dunkle Schutzbrille mitgenommen; auch versah ich mich mit einem Wedel, um die lästigen Fliegen abzuwehren und zur Not auch den in alle Poren eindringenden feinen Staub. So ausgerüstet begab ich mich mit den anderen zu den Tempelruinen. Die Erläuterungen wurden von nun an in französischer Sprache gegeben, während bisher die Führung auch oder bisweilen nur in deutscher Sprache stattgefunden hatte; doch da Bischof O. das Wesentliche geschickt in polnischer Sprache wiedergab, kam bei den Erläuterungen keiner zu kurz. Freilich war das keine leichte Arbeit für ihn; einmal wegen der großen Hitze, der wir ausgesetzt waren — sie stieg bis auf 40 Grad Cels. —, und zweitens wegen der großen Zahl der Zuhörer; nicht selten mußte der hochwürdigste Herr warten, bis alle zusammen waren und dann recht laut sprechen, damit ihn alle verstehen konnten; zwar bewältigte sein kräftiges Organ diese Aufgabe nicht allzu schwer, doch waren diese Tage des Dolmetscherdienstes immerhin für ihn recht anstrengend.

Bevor wir uns jedoch mit den wichtigsten Ruinen bekannt machen, sei darauf hingewiesen, daß wir in Luxor und seiner Umgebung uns an der Stätte der alten ägyptischen Hauptstadt Theben befanden, die seit ungefähr 1500 v. Chr. einen glänzenden Aufschwung nahm; damals nämlich befreiten die Fürsten Thebens ihr Heimatland von dem Joche der Hyksos, eines semitischen Nomadenvolkes aus Arabien, die 200 Jahre lang über Aegypten geherrscht hatten (unter ihnen war die Familie Jakobs in das Land Gosen gekommen); dadurch wurde Theben jetzt Reichshauptstadt und sein Gott Amun Reichsgott. Unter den Amenophis und Thutmosis bis hin zum machtvollen Ramses II. († 1225) strömten hier wie später in Rom unermeßliche Schätze aus den eroberten und tributzahlenden Ländern zusammen; noch Homer (Ilias IX, 381—384), zu dessen Zeit, also ungefähr im 8. Jahrhundert v. Chr., es schon von der Höhe seines Ruhmes gesunken war, läßt den Achilles, als er die Versöhnung mit Agamemnon zurückweist, sagen:

„Böt' er sogar
was Theben hegt, Aegyptos Stadt, wo reich sind die Häuser
an Schätzen,
hundert hat sie der Tore, es ziehen aus jedem zweihundert
rüstige Männer zum Streit mit Rossen daher und Geschirren;
dennoch nimmer hinfort bewegte mein Herz Agamemnon."

Erst unter Augustus wird die berühmte Stadt, da sie sich gegen die hohen Steuern der Römer auflehnt, von dem Statthalter Cornelius Gallus völlig zerstört. Nach der Einführung des Christentums ist manches heidnische Bildwerk gestürzt, manche Inschrift vernichtet worden; in den alten Tempelräumen wurden christliche Kirchen und Klöster eingerichtet und das frühere Baumaterial zur Errichtung neuer Häuser verwendet; denn im dritten Jahrhundert n. Chr. siedelten sich hier Scharen frommer Einsiedler an, angezogen durch den Ruf der Heiligkeit des hl. Paulus und Antonius, die in den Ruinen der alten Königsstadt unter den größten Entsagungen ein beschauliches Leben führten.

Da standen wir nun unweit vom Nil vor dem Riesentempel des Amun, von Amenophis III. im 15. Jahrhundert v. Chr. errichtet und von Ramses II. im 13. Jahrhundert erweitert. Wie soll man in kurzen Worten eine Vorstellung von ihm geben? Zunächst: Es ist kein einheitlicher Bau, sondern er setzt sich aus einer langen Reihe offener und geschlossener Räume zusammen. Wir standen zunächst vor dem gewaltigen von Ramses II. erbauten Pylon, dem turmartigen Tor, vor dem einst sechs Kolossalstatuen des Königs aufgestellt waren; vorhanden sind noch die beiden Sitzbilder, die eine Höhe von etwa 14 Metern haben; vor ihnen erhoben sich zwei Obelisken, von denen der kleinere seit 1836 den Eintrachtsplatz in Paris schmückt; auf den Wänden des Pylons schildern Reliefs Szenen aus dem Feldzug Ramses II. gegen die Hettiter (Schlacht bei Kadesch im Südwesten von Damaskus am Orontes im Jahre 1287 v. Chr.). Hinter dem Pylon liegt, aber nicht von hier aus, sondern nur von der Seite zugänglich, der große fast quadratische Vorhof Ramses II., der einst auf allen vier Seiten von Säulengängen umgeben war; ihr Dach wurde von 74 Papyrussäulen, also Säulen, die in ihrem Bau die Papyruspflanze nachahmen, getragen; weiter schließt sich ein Säulengang, die Empfangshalle des Königs, an, deren sieben Paare beinahe sechzehn Meter hoher Papyrussäulen heute noch auf hoher Deckplatte schwere Architrave (Steinbalken) tragen und der ganzen Ruine besonders vom Fluß aus den Charakter imponierender Größe verleihen; durch einen zweiten Hof gelangt man zur Vorhalle des eigentlichen Tempelhauses, in dem das Götterbild stand; hier befindet sich links ein an Kaiser Konstantin erinnernder Altar mit lateinischer Inschrift; der dahinter liegende Raum ist in christlicher Zeit zu einer Kirche umgebaut worden.

Auf einer gepflasterten Straße, die beiderseits von liegenden Widderfiguren (Sphinxen) eingefaßt war, gelangte man einst von Luxor zum mächtigen Tempelkomplex von Karnak; ihm galt unser Besuch am Nachmittag dieses Tages. Sein großartigstes Bauwerk ist der große Amuntempel, an dem vom 20. bis 7. Jahrhundert vor Chr. gebaut worden ist; seine Ausdehnung von Westen nach Osten beträgt 470 Meter; im Westen war er durch eine Sphinxallee, an deren Anfang noch heute ein kleiner Obelisk steht, an den Nil angeschlossen; solcher Sphinxalleen gibt es in Karnak fünf; hier im Westen ist auch der Eingang in den Tempelbezirk. Gleich der erste Pylon — im ganzen zählt der Amuntempel sechs — ist ein Riesentor aus dem 10. Jahrhundert. Hinter dem zweiten Pylon liegt der von Sethos I. und Ramses II. im 13. Jahrhundert erbaute große Säulensaal, der von jeher als ein Wunder der ägyptischen Baukunst bestaunt worden ist; er mißt in der Länge 103 Meter und in der Breite 52 Meter und kommt mit seinem Flächenraum von über 5000 Quadratmetern fast dem Kölner Dom (6166 Quadratmeter) nahe; 134 in 16 Reihen geordnete Säulen aus Sandstein trugen das Dach, wobei die mittleren Säulen höher sind als die übrigen; diese mittleren Säulen sind 24½ Meter hoch, haben einen Durchmesser von 3½ Meter und einen Umfang von mehr als 10 Meter. Besondere Beachtung verdienen auf den Außenwänden des Säulensaales die umfangreichen historischen Reliefs, die die Siege seiner beiden Erbauer über die Bewohner Palästinas und die Libyer verherrlichen und dabei manches Bild ihrer Grausamkeit zeigen; so hält Sethos I. einen Haufen Feinde beim Kopf und holt mit der Keule zum Schlage aus. Hinter dem vierten Pylon liegt die Säulenhalle Thutmosis I., in der einst die mächtige Königin Hatschepsut zwei Obelisken mit golddig schimmernder Spitze errichtet hatte; nur einer von ihnen, der fast die Höhe des Lateranobelisken in Rom (30,7 Meter) erreicht, ragt noch stolz als Wahrzeichen des Tempels aus den Trümmern empor. Der auf den Ruhm der Halbschwester neidische Bruder Thutmosis III. ließ die Obelisken, um sie zu verdecken, bis über die Hälfte mit einem Sandsteinbau umgeben, der zum Teil noch vorhanden ist. Im Süden des Amuntempels besuchten wir noch den heiligen See, auf dem einst die heiligen Barken der Götter fuhren; heute hat er kein Wasser mehr; an den einzelnen Stufen seines Bodens ist noch zu sehen, wie man einst die Höhe des Wasserstandes maß. Unweit von ihm liegt ein kolossaler Skarabäus aus Granit. Dieses Insekt, auch heiliger Pillendreher genannt, weil es sich eine Kugel aus Mist formt und diese vor sich her in sein Nest als Futtervorrat rollt, wurde von den Aegyptern als Verkörperung des Sonnengottes aufgefaßt, der in Skarabäus-Gestalt das runde Sonnengestirn vor sich her schiebe.

Nun ging es im Auto nach Luxor zurück. Unterwegs traten wir in eine Behausung von Fellachen ein, um zu erfahren, wie es dort aussähe. Wir gingen durch mehrere Räume, die mit Matten und Fellen, Kesseln, Krügen und Schüsseln ausgestattet waren; zuletzt kamen wir in den Stall; dort stand ein Grautier, und in einer Ecke sahen wir ein Gummirad von einem Automobil. Wer weiß, wie es dorthin gekommen sein mag! Eine Treppe führte zu einem höher gelegenen Zimmer, zu dessen Besichtigung man uns durch Gebärden einlud. Wir verzichteten aber auf diesen Besuch, weil uns das ganze Benehmen der Bewohner, die uns lauernden Blickes verfolgten, zu warnen schien, allzu vertrauensselig zu sein; ja, es sah aus, wie wenn sie uns am liebsten mit Gewalt zurückgehalten hätten; wir waren darum froh, als wir nach Entrichtung eines Bakschisches wieder draußen waren. Diese Fellachen bilden etwa drei Viertel der Bevölke-

rung des unteren Niltales und repräsentieren den gröberen Typus der Nachkommen der alten Aegypter; sie sind mittelgroß, ihre Hautfarbe stuft sich vom Süden nach dem Norden des Landes von bronze- bis gelbbraun ab; das Haar ist schwarz, die Augen zeigen auffallend dicke Wimpern; die Kleidung besteht meist aus einem hemdartigen Rock; sie sind fleißige und genügsame Landarbeiter, ihre Religion ist die mohammedanische, ihre Sprache seit dem 18. Jahrhundert die arabische. Der zweite feinere Typus der alten Aegypter wird durch die Kopten dargestellt; wir finden sie vorzüglich in den Städten, wo sie entweder mit der Feder ihr Brot verdienen oder als Uhrmacher, Drechsler, Juweliere und Kunsthandwerker feinere Handarbeiten ausführen; das hat auch auf ihren Körperbau eingewirkt, der feiner ist als der der Fellachen. Ihr Name ist nichts weiter als eine Umwandlung des griechischen Namens der Aegypter im Munde der Araber; aus Aegyptoi ist Koptoi geworden. Ihre Gesichtszüge zeigen eine so überraschende Aehnlichkeit mit denen der alten Aegypter, daß sie unzweifelhaft als ihre echtesten Nachkommen zu gelten haben. Früh haben sie, ihrer religiösen Grundstimmung entsprechend, die das Leben nur als eine Pilgerfahrt ins Jenseits ansieht, und überdrüssig der Göttermenge der alten ägyptischen Religion, das Christentum angenommen, das ihnen in seiner Erlösungslehre Rettung von Schuld und Strafe bot. Leider trennten sie sich seit dem 6. Jahrhundert von der katholischen Kirche, da sie nicht zwei, sondern nur eine Natur, die göttliche, in Christus anerkennen wollten, und wurden so Anhänger des Monophysitismus. Ja, ihr Gegensatz zur katholischen Kirche steigerte sich sogar zum Haß gegen sie, so daß sie die Heere des Islam freudig aufnahmen, ja, vielleicht sogar ins Land riefen. Doch sollten sie bald erfahren, welche Geißel sie sich damit gewunden hatten. Zunächst mit Milde behandelt, wurden sie bald verschiedener Umtriebe gegen die neuen Herren des Landes beschuldigt und darum mit schweren Abgaben bedrückt; ja, sie mußten sich zwecks äußerer Unterscheidung von den Bekennern des Islams bei Strafe der Handabhauung ein Löwenbild auf die Hand einbrennen lassen und eine Glocke und ein schweres Kreuz am Halse tragen; während des 8. und 9. und später während des 14. Jahrhunderts wurden Ströme von Koptenblut vergossen und so ihre Reihen furchtbar gelichtet. Massenhaft fielen damals Schwache zum Islam ab; trotzdem zählt ihre Sekte heute immerhin noch 650 000 Gläubige. Ihr religiöses Leben ist aber erstarrt, ihr Klerus unwissend; er kann zwar die alt-koptische Sprache der Liturgie lesen, aber versteht sie nur wenig; darum ist der Gottesdienst rein äußerlich; viel Nachdruck legen sie auf strenges Fasten. Leider ist der Haß gegen die katholische Kirche geblieben; darum gibt es nur 20 000 unierte, d. h. mit der katholischen Kirche vereinigte Kopten. Fellachen und Kopten sind, wie gesagt, Nachkommen der alten Aegypter; echte Afrikaner oder Chamiten sind auch die Begas; sie wohnen nicht nur am Rand der Wüste, sondern auch in ihrem Innern, in den einsamen Wüstentälern; von ihnen zu unterscheiden sind die Beduinen im eigentlichen Sinne, die aus Arabien oder Syrien eingewandert sind und deren Muttersprache das Arabische ist; erst recht als Zugewanderte sind die anderen Volksgruppen zu bezeichnen, denen man in Aegypten begegnet, also die arabischen Städtebewohner, die Nubier, die Sudanneger, Türken, Perser, Inder, Syrier, Armenier und Juden. Nach dieser völkerkundlichen Abschweifung wollen wir wieder die Beschreibung unserer Reise aufnehmen. In Luxor angelangt, sprachen wir, bestaubt wie wir waren, noch beim italienischen Konsul vor, der uns in liebenswürdiger Weise zu einem Schälchen Tee eingeladen hatte; in den vornehm ausgestatteten Räumen des Konsulats haben wir bei ausgezeichnetem Tee ein recht gemütliches Stündchen verbracht. Den Schluß des Abends bildete eine stimmungsvolle Rundfahrt auf dem Nil, wobei in die Stille der Nacht die schönen Melodien polnischer Volkslieder erklangen; da ich zur Zeit meiner Studien in Münster in einer polnischen Familie verkehrt hatte, wo viel gesungen wurde, waren mir die meisten der Lieder bekannt, ja bei dem Weichsellied (Wislo moja) konnte ich sogar mit dem Text aushelfen, was nicht geringe Verwunderung erregte.

(Fortsetzung folgt.)

Das große Sterben der Seevögel.

An den Nordküsten unseres Weltteils, insbesondere an den nördlichen Felsenküsten der britischen Inseln, vollzieht sich eine Tragödie, die jeden Tierfreund mit Trauer erfüllen muß. Die schönen Seevögel, die früher zu Tausenden die Einsamkeit der Felsenklippen belebten und das Auge sowohl des Wanderers als auch des Seefahrers erfreuten, sterben mit unheimlicher Schnelligkeit aus — ein Opfer der unaufhaltsam vordringenden Technik.

Die Oelfeuerung, zu der die meisten Schiffsreeder übergegangen sind, macht den schmucken, harmlosen Tierchen den Garaus. Alles Oel, das in die See geschüttet wird, verdampft nämlich nicht, verbreitet sich vielmehr über eine sehr große Oberfläche. Lassen sich nun die Vögel auf solcher verunreinigten Wasserfläche nieder, so kleben ihre Flügel zusammen; sie werden in ihren natürlichen Bewegungen behindert und gehen früher oder später ein. Häufig begegnet man an den Küsten Nordenglands, aber auch an der ganzen Ostküste Hunderten von toten Möwen, die an Land getrieben werden. Aber auch der Küstenschiffer stößt auf ganze Scharen dieser unglücklichen Tiere, die hilflos auf Oelteichen dem langsamen Tod entgegengehen, festgeklebt wie Fliegen auf Fliegenpapier . . .

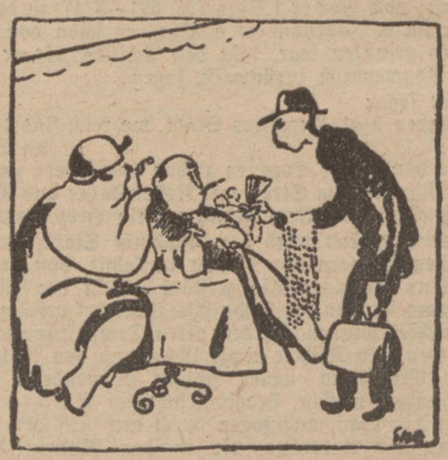
Vielfach wird das Oel von der Strömung an die Küste getrieben, wo es dann unter dem Vogelbestand die größten Verheerungen anrichtet. Es ist erfreulich, zu sehen, daß die als praktisch und hart verschrienen Engländer die ersten sind, die den gefährdeten Tieren zu Hilfe eilen und ihre ganze Tatkraft diesem selbstlosen Ziele widmen. Vor allem ist es der angesehene englische Verfasser und Tierfreund M. de Vere Stackpool, eine der führenden Persönlichkeiten im einflußreichen Britischen Tierschutzverein, der in Schrift und Wort für die gefiederten Bewohner der Küsten eintritt. Seinen Bemühungen, die besonders in der englischen Frauenwelt starken Widerhall finden, ist es zu verdanken, daß die Sache demnächst vor das britische Parlament kommen soll. Man hofft, eine Gesetzesvorlage durchzusetzen, die die Verunreinigung der See verbietet. Durch Separatoren, die an Bord der Oel verbrauchenden Schiffe aufgestellt werden, soll das Oel unschädlich gemacht werden.

Die Kraft der Sonne.

Ueber die Kraft der Sonne sind die meisten Menschen nicht unterrichtet. Sämtliche Energien der Erde hängen von ihr ab. Würde die Sonne langsam erlöschen, ginge das ganze große Planetensystem dem sicheren Kältetode entgegen. Im Inneren der Sonne arbeiten jedoch gewaltige Kräfte, die dieses traurige Schicksal vorläufig verhindern. Auf der Sonnenoberfläche herrschen über 6000 Grad Celsius. In jeder Minute erhält an der Grenze unserer Erdatmosphäre ein Quadratzentimeter Fläche bei senkrechtem Einfall der Sonnenstrahlen eine Wärmemenge, die sich fast auf zwei Grammkalorien beläuft. Danach würde sich die Temperatur von einem Gramm Wasser je Minute um etwa zwei Grad erhöhen. (Solarkonstante.) Die Sonne strahlt uns nur etwa den 2500millionsten Teil ihrer Gesamtwärme zu. Trotzdem ist ihre Kraft so groß, daß sie den ganzen Haushalt in der Natur bei uns regelt. Wenn die Erde von einer etwa 35 Meter dicken Eisschicht umgeben wäre, könnte die Sonne diese gewaltigen Eismassen in einem einzigen Jahre wegschmelzen.

Wir erhalten in jeder Sekunde ein Wärmequantum, durch das ein Gewicht von annähernd 350 000 Millionen Zentner einen Kilometer hoch gehoben werden könnte. Die Anziehungskraft unseres Tagesgestirns ist ungeheuer. Wenn ein mächtiges Stahlseil, von der Sonne zur Erde gelegt, verhindern sollte, daß unser Planet aus dem Bereiche seiner Beherrscherin enteile, müßte dieser Strick aus einer Billion Stahlstangen von sechs Meter Durchmesser bestehen! Die Kräfte der Sonne reichen aus, um den Planeten Neptun, der über 80mal größer als die Erde und von der Sonne fast 4,5 Milliarden Kilometer entfernt ist, in ihren Bannkreis zu ziehen.

Fröhliche Ecke.



Humor des Auslands.

Chinesische Karriere.

Chinesischer Straßenverkäufer: „Seltene Gelegenheit, meine Damen und Herren! Billige Preise, da ich mein Lager räume. Ich kehre nach China zurück, wo ich zum General ernannt worden bin.“ Il Travaso, Rom.